

[s.n.]

Autor(en): **Stauber, Jules**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **109 (1983)**

Heft 19

PDF erstellt am: **03.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ilse Frank

Grau ist die Hoffnung

Mir gefällt's. Ehrlich. Ich liebe den Alltagsregen, der vom verhangenen Himmel nieselt, tropft, strömt, als stehe dort überhaupt keine Sonne mehr, als müsse Nässe die Welt verändern. Ich spanne lustvoll einen Schirm über mein Haupt, trete freudig in Pfützen, erinnere mich dabei an meine Kindheit, an die Jauchzer, die mir Strassentümpel entlockten. Bewehrt, bemäntelt, gestieft, gespornt renne ich gegen den Sturm an, der sich mit Kälte verbündet hat, um der mitteleuropäischen Menschheit zuzusetzen. Mir kann er nichts anhaben. Ich trotze ihm. Fühle mich sogar sekundenlang überlegen. Hach! Er soll nur an mir zerren – er bekommt mich nicht, nie und nimmer!

Ich stapfe durch eine Zeit, die sich Frühling nennt. Verbanne sie aus meinen Gedanken, träume vom Herbst. Er und sein Nachfolger Winter geniessen meine Sympathien. Mit dem sanft-süßen Vorläufer, dem vielgepriesenen Lenz, möchte ich nichts zu tun haben. Er geht mir auf die Nerven. Schlimmer als das: Er lehrt mich das Fürchten.

Ich fühle mich bedroht. Von Um- und Aufbruch erschüttert. Bedrängt von mannigfaltigen Empfindungen. Die Welt lebt neu. Entfaltet frische Kräfte. Und meine Existenz? Ist, was sie war. Bleibt im alten Rahmen. Denn wenn die lindnen Lüfte erwachen, wenn sie Tag und Nacht säuseln, weben, wenn sie an allen Enden schaffen, wendet sich – dem Dichter sei's geklagt! – nichts, überhaupt nichts. Das arme Herze ist bang, da mag der Poet lange vom Gegenteil schwärmen.

Was sollen mir gleissende Farben? Trillernde Vögel? Fiehende Wolken? Sie stehen doch im tota-

len Widerspruch zu dem, was sich auf dem freien Feld abspielt und in unfreien Köpfen entwickelt. Meine Umgebung verkommt. Nicht total. Nicht heute. Wenn ich Glück habe nicht einmal morgen. Aber bald. Sehr bald.

Manchmal gelingt es mir, dieses Wissen zu verdrängen. Kaum habe ich es unterdrückt, rächt sich mein Gemüt: Unbehagen schüttelt mich. Ich passe nicht mehr in die Landschaft. Zwischen die Reststücke einer Natur, die sich schmückt wie damals, als sie noch heil war. Sie ist es längst nicht mehr. Das gesteht jeder. Das ändert noch keiner.

Ich dürfte am Prozess des Zauderns nicht teilhaben. Ich müsste mahnen, rufen: auf die Wüste aufmerksam machen, die uns bedroht – durch unser eigenes Verschulden. Wahrscheinlich wäre es meine Pflicht, Lösungen anzubieten, Rettungsvorschläge zu machen. Doch woher soll ich die Inspiration nehmen? Die Kenntnis und die Kraft? Aus dem Urquell, der treibenden Saft in

knorrige Stämme jagt? Knorrig ... so komme ich mir manchmal vor. In Stunden der Gnade. Die mir die Illusion schenken, mein Widerstandsgeist sei ewig jung. Dabei zähle ich zu den Greisen. Die wilden Jahre liegen hinter mir. Vernunft heisst das Mass meiner Dinge. Und vernünftig scheint es, sich nicht zu exponieren. Nicht aufzufallen, weder durch rote noch durch grüne Tönung. Gelb zu sein wie die Forsythien hinter dem Gartenzaun – oder wie die Lichtscheibe am Horizont. Die ich eben nicht erblicke: Mich umgibt das Grau meiner Seele.

Deshalb mag ich den verhangenen Himmel. Die Sturzfluten, die er über mich ergiesst. Grau ist die Wahrheit. Grau die Hoffnung. Auf späte Einsicht. Auf tapfere Taten im Herbst der Erde. Damit sie während der Winterwochen schläft, nicht stirbt. Und einmal, an irgendeinem Frühlingmorgen, in jener Pracht erstet, von der die fernen Märchen künden.

Inserate sind Glückssache

Die Lektüre von Inseraten kann recht aufschlussreich sein. Aber man liest Annoncen natürlich auf eigene Gefahr. Sie wirken sich oft niederschmetternd aus.

Da sichte ich beispielsweise: «In ganz Europa sofort erreichbar sein, dank VIP XYZ. Ob im Flugzeug, Hotel oder Auto, immer können wir Sie unterwegs erreichen.»

Also: Erstens bin ich praktisch nie in Europa unterwegs, zweitens übernachtete ich gerade deshalb selten in Hotels, drittens habe ich kein Auto. Wenn das nicht danebengegangen ist. So ein wichtiges Inserat – und überhaupt nicht für mich bestimmt! Nur unten bemerke ich einen Satz, der mir Trost spendet. Trost, dass andere auch nicht alles von vornherein zu wissen scheinen, selbst wenn sie in ganz Europa unterwegs sind. Da heisst es nämlich: «Frau Müller zeigt Ihnen, wie es funktioniert.»

Der Blick schweift zur nächsten Inseratenseite. Mein Auge hat eine optimistische Veranlagung, ist darauf aus, doch noch etwas Passendes zu finden. Doch da heisst es: «Gegen Ihre Visiten-

karte senden wir Ihnen sofort den umfassenden, bunten Frühlings/Sommerkatalog.» Ohalätz: Was macht man, wenn man keine Visitenkarten besitzt – nicht einmal solche ohne Büttenrand und Wasserzeichen? Man hat offenbar in der werbenden Boutique nichts zu suchen.

Lese ich die falsche Zeitung, oder funktioniere ich nicht standesgemäss?

Dina

Der Wüstendoktor

Um sechs Uhr morgens weckt mich der Muezzin von der nahen Moschee, als er die Gläubigen zum Gebet ruft. Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, aber der Goldstreifen über dem Meer lässt einen herrlichen Tag erwarten. Ich schaue vom Balkon in den palmenbestickten Himmel, dann wird mir übel. Meine Stirn

ist schweissnass, und die Stelle unter dem Kinn, wo das Fieber zuerst entdeckt wird, strömt Hitze aus. Mein Bauch tut weh, der Magen dreht sich um und um. Das wäre überhaupt nicht schlimm, denn solches Getue während eines oder zweier Tage ist hier, am Rande der Wüste, normal. Aber: ich spucke Blut!

Tochter Christine und Junior eilen trotz meines Protestes zu Tode erschrocken zur Réception und verlangen einen Arzt. Dort sind die Boys entsetzt und versprechen, wenn möglich, einen aufzutreiben. Mir wird unterdessen immer mieser, und ich denke, mein letztes Stündlein habe geschlagen. Trotzig recke ich das Kinn in die Luft und massiere meinen Bauch: «Man stirbt nicht unter Palmen» (Konsalik), sage ich mir. «Schon gar nicht ich!» –

Es ist unterdessen zehn Uhr geworden, die Sonne steht hoch und heiss am Firmament, während ich mich ebenso heiss im Bett herumquäle. Ich spucke noch immer Blut. Wo bleibt nur dieser verflixte Doktor? Vom Hotel her wird berichtet, dass einer unterwegs sei, und geraten, ich solle mich schonen.

Der Nachmittag kommt, und der Abend, und mir wird allmählich besser. Plötzlich erleuchtet

